

Nr. 222. Bromberg, den 28. September 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

2. Otto, der Hausdiener.

Seit dem denkwürdigen Empfang Onkel Ottos sind vier Wochen ins Land gegangen. Ostern ist vorüber, und die heiß erwartete Saison rückt näher.

Onkel Otto wohnt immer noch bei Frank.

Er lebt still, zufrieden, ohne Ansprüche zu machen. Er geht, wenn er will, hinüber zum „Ochsen" und unterhält sich gern mit Peter Lenz.

Die Behandlung im „Grünen Kranz" ist längst nicht mehr die alte herzliche.

Frau Antonie wird jeden Tag gelber vor Ärger; denn Onkel Otto tut nichts, aus seiner Reserve herauszugehen.

Onkel Otto bewohnt längst nicht mehr die besten Zimmer, man hat ihm im Dachgeschoß zwei Zimmer angewiesen, hat ihm dann von ihnen noch eins abgeknapst.

Jetzt lebt er in einem jämmerlichen Dachkämmerchen. Er hat alles mit Geduld und Sanftmut über sich ergehen lassen. Immer ist er heiter und guter Dinge.

Eines Tages gibt es zwischen Frank und seiner Frau einen heftigen Auftritt.

„Wie lange soll das mit dem Notpfennigonkel noch so weitergehen?" fragt sie und stützt beide Arme in die feisten Hüften.

„Was meinst du denn?"

„Ich meine, wie lange wir den Bettler noch durchfüttern wollen?"

„Onkel Otto hat noch Geld!"

„Onkel Ottos ganzer Besitz besteht in zweitausend Mark!"

Frank erschrickt. „Woher weißt du das?"

„Ich habe einen angefangenen Brief des Onkels gelesen, den er einem Verwandten in Berlin, der ihn um ein Darlehen angegangen hat, schrieb. Darin schrieb er, daß er gänzlich verarmt sei und nur noch den Betrag von 2000 Mark besitzt."

„Das ist verflixt wenig!"

„Das erste vernünftige Wort, das ich von dir höre! Wie denkst du dir das also für die Zukunft?"

„Ja ... ich meine ... er hat uns doch schließlich die 8000 Dollar geliehen!"

„Geschenkt! Das ist vorbei und vertan! Das Vermögen ist auf mich überschrieben. Erledigt!"

„Aber ich bitte dich ... es besteht doch eine moralische ..."

„Mach mir nicht solchen Quatsch! Damals war er ein Millionär. Die paar Dollars waren ein Pappenstiel für ihn. Keiner hat ans Wiedergeben gedacht. Denkst du Theodor oder Nolte? Kommt gar nicht in Frage. Ich bin jedenfalls nicht gewillt, den Bettler weiter durchzufüttern!"

„Ja, aber ... was soll denn geschehen?"

„Laß mich mal handeln! Ich werde mit ihm reden!"

„Ja, tu das!"

*

Die mehr als forsche Frau Antonie tat es.

Am nächsten Tage sagte sie sehr kalt zu Onkel Otto: „Lieber Onkel, Sie sind bei uns gern und gut aufgenommen worden ...!"

„Das weiß ich, liebe Antonie!"

„Aber ... Sie als Amerikaner werden mich verstehen ... die Zeiten sind teuer geworden. Eine Notverordnung jagt die andere."

„Ach ... Sie wollen mich los sein, Antonie?"

„Aber wie können Sie so was reden, lieber Onkel. Das kommt nicht in Frage. Ich meine nur ... macht es Ihnen denn Spaß, so gar nichts zu tun? Ein Mann wie Sie, der sein Leben lang ein aktiver Schaffer war, der muß doch was tun! Ein gesunder, kräftiger Mann wie Sie!"

Onkel Otto lächelt ganz fein.

„Natürlich kann ich was tun! Ich will gern meine bescheidenen Kräfte einsetzen. Aber gestatten Sie mir zunächst eine Frage: Wie steht es denn mit meinen achttausend Dollar, die ich Frank einmal geliehen habe?"

Frau Antonie zuckt zusammen.

„Ja, was gehen mich Franks Schulden an, lieber Onkel? Das müssen Sie schon mit ihm ausmachen. Das Hotel, das ganze Vermögen gehört mir."

„Und ... meine achttausend Dollar?"

„Die hat Frank damals in Papiergeld umgewechselt, das mußte man doch als guter Deutscher, und die sind verfallen."

„Ja, aber mein Anspruch besteht doch!"

„Das müssen Sie mit Frank ausmachen. Übrigens... Sie haben drüben Ihr ganzes Vermögen verloren?"

„Ja!"

„Na, da wären die 8000 Dollar doch auch mit futsch gewesen."

„Das wohl ... aber!"

„Ach, lassen wir das Gewesene. Für das Gewesene gibt der Jude nichts. Also, lieber Onkel ... morgen früh helfen Sie der Lina mit!"

„Jawohl, Frau Antonie!" entgegnet Onkel Otto sanft.

Als Frau Antonie draußen ist, da stellt sich Onkel Otto vor den Spiegel und sieht sein Konterfei an.

„Was sagst du nun?" spricht er zu sich selber.

Dann verzieht er das Gesicht zu einem schmerzlichen Grinsen und lacht dann aus vollem Halse.

„Die Welt ist rund und dreht sich, das Leben ist kunterbunt ... man lernt nie aus ... und muß doch den schmerzlichsten Dingen noch eine lustige Seite abgewinnen! Ist gemacht, Otto!"

So spricht er zu sich selber.

*

Frau Antonie kommt in die Küche.

„Lina!"

„Wat is'n, Frau Käsebier?"

„Unser Hausdiener geht doch heute?"

„Jawoll, is jut, det er jeht, denn kann er nich mehr so dolle aus de Töppe klauen!"

„Weiß schon!"

„Haben Sie man schon einen neuen, Madam?"

„Wir brauchen keinen neuen! Onkel Otto wird die Arbeiten des Friedrich übernehmen."

Lina, die gerade beim Abtrocknen ist, hält inne. Sie will ihren Ohren nicht trauen.

„Der Herr Onkel . . . soll die Stiebeln wichsen?"

„Soll er! Hat ja drüben damit angefangen! Der kann's also!"

„Und die Wege besorgen?"

„Soll er!"

„Und mit dem Wagen zum Bahnhof fahren?"

„Muß er!"

Da packt Lina in ihrer ehrlichen Entrüstung den Teller, den sie gerade abtrocknen will, und wirft ihn mit aller Energie auf den Steinboden der Küche, daß er in tausend Stücke zerspringt und Frau Antonie erschrocken einen heftigen Schrei ausstößt.

„Lina . . . was fällt Ihnen ein?" schreit die Madam erregt.

„Wat mir infällt, Madam? Dunnerkiel . . . ick mußte meine Wut Luft schaffen! Wat haben Sie jesagt . . . der Onkel, den Sie man so in Ehren uffjenommen haben, der . . . der soll Hausdiener werden? Ja, schämen Sie sich man nicht bis ins Rückgrat un noch weiter? Ihren alten Onkel mit seine 65 Jahre . . . den wollen Sie als Hausdiener inspannen? Ja, sin' Se denn doll jeworden?"

„Das geht Sie freche Person gar nichts an, merken Sie sich das! Ich habe kein Geld und keine Lust, den Hungerleider durchzufüttern!"

„Der Hungerleider war jut genug, det er Ihnen 8000 Dollar in die Inflation jepumpt hat. Und jetzt muten Sie ihm det zu? Jeben Sie ihm det Jepumpte wieda, und er kann uff Sie pfeifen!"

Frau Antonie bringt kaum einen Laut heraus.

Dann beginnt sie abermals zu schimpfen, ihre ganze mühsam erlernte gute Erziehung geht zum Teufel.

Sie kündigt Lina und weist sie mit gemeinen Schimpfworten aus der Küche.

Lina antwortet mit Tellern. Bei jedem Schimpfwort fliegt einer auf den Steinfußboden und zerfällt in tausend Stücke.

Riesenaufregung im Hotel.

Frank kommt dazu, versucht einzurenken; denn er weiß, wenn Lina weggeht, dann ist es schwer, einen vollwertigen Ersatz zu bekommen.

„Nee . . . jetzt hab ick's satt!" heult Lina vor Wut und Aufregung. „Ich kann nich' ansehen, wie Sie so Schindluder mit dem Herrn Onkel treiben wollen. Da mach' ick nich mit. Hausdiener soll er machen! Det sich Ihre Frau nich in Grund und Boden schämt . . .?"

„Verlassen Sie mein Haus!" keift Antonie.

Da schleudert ihr Lina ein Wort entgegen, das im Innersten verletzt: „Hausdrachen!"

Frau Antonie geht tätlich gegen die Köchin vor.

Aber in den zwei Zentnern steckt Kraft. Lina wehrt sich, und Frau Antonie taumelt gegen den Ofen.

Lina greift mit dem Schöpflöffel die Madam an, die laut schreiend flüchtet.

Draußen empfängt Dixi, die bestürzt, von dem Lärm angelockt, herbeigekommen ist, die Mutter, die ihr vor Wut halb bewußtlos in die Arme fällt.

„Diese Kanallje! Diese Kanallje!" heult Frau Antonie vor Wut.

Drinnen stehen sich Lina und Frank gegenüber.

„Wollen Sie mir sagen, was das bedeutet, Lina?"

„Det bedeutet, det ich jetzt vaschwinde . . . Sie . . . Sie . . . Pfefferkuchenmann . . .!"

„Ich verbitte mir . . .!"

„Jar nicht . . . jar nicht! Jetzt halblang! Ihre Madam . . . will, det der Herr Onkel . . . Hausdiener im „Grünen Kranze" wird! Wat sagen Sie man nun? Muß sich da nicht in mich alles umkrempeln, wenn ick so wat von Miserablichkeit höre? Ick jehe!"

„Ich zahle Ihnen keinen Lohn aus, wenn Sie fristlos gehen!"

„Behalten Sie man die paar Quieksen! Keene Stunde bleibe ick länger hier. Nicht eene Stunde! Ick müßte mir ja für det janze Haus schämen!"

Lina ging.

*

Die Gaststubentür des „Blauen Ochsen" ging auf.

Es war um die Mittagsstunde, wo die Gaststube leer war. Vater Lenz war am Tisch etwas eingenickt, Rudi putzte Gläser und pfiff sich eins dazu.

Als Lina eintritt, da schrickt Peter Lenz empor und wechselt einen erstaunten Blick mit seinem Sohne.

„Nanu, Lina! Schön willkommen! Un' mit dem Koffer hier?"

Lina schiebt ihre Kürassiergestalt heran.

„Jawoll, ick habe jekündigt! Vater Lenz . . . haben Sie man für mich nicht een Zimmer frei . . . uff een paar Tage?"

Peter Lenz hört's erstaunt, dann schlägt seine Hand klatschend auf den Tisch.

„Donner und Doria! Kommen Sie doch ein bißchen näher, liebe Lina! Rudi, laß für Lina mal ein großes Helles ein."

Peter Lenz erhebt sich und geht Lina entgegen, nimmt ihr den Koffer ab und zwingt sie in den Stuhl.

„So . . . mir auch eins, Rudi! Und jetzt erzählen Sie mir mal . . . was ist denn dort drüben passiert?"

Lina sieht ihn mit ein paar dicken Tränen in den Augen an, dann stößt sie grimmig hervor: „Onkel Otto soll Hausdiener drüben werden!"

„Was?" Die Männer, beide, haben es überrascht gefragt.

„Jawoll! Detwejen bin ick doch wej, weil ick der Madam ordentlich Bescheid jestoßen habe. Wat sagen Sie, Vater Lenz . . . der jute, olle Onkel Otto, der jut jenug war und hat dem Frank die 8000 Dollar jepumpt, der soll uff seine alten Tage vor det bißken Vapflegung noch arbeeten. Als Hausdiener! Is det nich eene Schande! Mit'n Wagen soll er jeden Tag drei-, viermal nach 'm Bahnhof tippeln! Det is doch nich zu glauben! Die Madam will's!"

Peter Lenz schlägt mit der Faust auf den Tisch.

„Der Teufel will's! Da werden wir mal ein wenig aufmucken. Lina, da ist Peter Lenz nicht stille. Da werd' ich dem Hanswurst von Frank mal Bescheid stoßen, daß die Wand wackelt! Onkel drüben als Hausdiener? Daß ich nicht lache! Mein Schwager kommt zu mir. Uns ist er von Herzen willkommen."

Linas Augen leuchteten auf.

„Det hab' ick jewußt! Ach, Vater Lenz, Sie sind eene jute Seele!"

Sie stoßen darauf an.

Nach einer halben Stunde aber ist man übereingekommen, daß Lina als Köchin im „Blauen Ochsen" eintritt. Man braucht sowieso eine tüchtige Kraft; denn „Tante Lene", die jetzt das Amt innehat, möchte ihre Tage in Ruhe beschließen. Sie ist 79 Jahre alt.

*

Sensation im „Grünen Kranz".

Der Oberkellner, der durchs Fenster schaut, traut seinen Augen nicht. Peter Lenz, der Todfeind des „Alten", kommt da direkt auf das Hotel zu.

Was ist heute eigentlich los? In der Küche großer Krach! Lina, die immer Ruhige und Geduldige, geht. Ist schon fort! Was hat das alles zu bedeuten?

Peter Lenz tritt ein.

Unten im Hotel trifft er auf Dixi, die ihn mit großen, erstaunten Augen ansieht, aber seinen Gruß freundlich-verlegen erwidert.

„Ich möchte meinen Schwager sprechen!" sagt Lenz ruhig. „Würden Sie mich zu ihm führen?"

„Gern, Herr Lenz!"

Sie treten die Treppe hinauf und klettern bis unters Dach. Peter Lenz' Gesicht wird grimmig.

„Unterm Dach! Das muß man sagen, fabelhaft habt Ihr den Onkel untergebracht!" knurrt er.

Dixi wird verlegen.

„Ach, Herr Lenz . . . ich . . . ich weiß nicht, was eigentlich gespielt wird!"

„Seien Sie froh, Fräulein Dixi! Seien Sie froh!"

(Fortsetzung folgt.)

Die unbekannte Hand.

Skizze von Marieluise Henniger-Andersen.

Es war an einem hohen, glasklaren Septembertage, als das Schicksal mit einer Gruppe von etwa dreißig zufällig zusammengewürfelten Menschen einen seiner plötzlichen und folgenschweren Schübe vornahm. Diese Menschen saßen sich unendlich fremd auf den Bänken des elektrischen Zuges gegenüber. Einige hingen gelassen in den Lederschlaufen. Stille, nachdenkliche, entspannte, zerstreut lesende Menschen, die für wenige Minuten dieselbe verbrauchte Luft atmeten, sich von den gleichen Stößen der wütend schnaufenden Bremsen, der eigenwillig stakkatierenden Schienen- und Rädermelodie übertäuben ließen. Zwei dunkelgekleidete Herren fielen durch ihre Zylinderhüte, ihre Ähnlichkeit und die vertrauliche Art ihrer Unterhaltung auf. Offenbar waren es Brüder. Grollend krochen die Wagen aus dem Tunnel hervor und stiegen in den durchsonnten Tag hinein, der durch die Glashalle des Bahnhofs mit spiegelndem Glanz schimmerte. Der Zug hielt fauchend, ließ eine andere vollgepferchte Wagenkette an sich vorbei sausen. „Abfahren!" schnarrte eine Stimme.

Ein blondes Mädchen von etwa siebzehn Jahren stolperte atemlos in den fahrenden Zug hinein. Fast klemmte die automatisch zurollende Tür einen Kleidzipfel ein. Die Angekommene ließ sich auf den letzten freien Platz neben der Tür fallen. „Das war aber leichtsinnig, Fräulein", wandte sich ihre Nachbarin an sie, „die drei Minuten muß man dann schon lieber warten, bevor man riskiert, sich die Beine zu brechen oder den Kopf einzuschlagen", ermahnte sie in wohlwollender Strenge.

„Sie haben recht", entgegnete das junge Mädchen immer noch außer Atem. Die Mitreisenden blickten es mit flüchtigem Interesse an. „Na — ein andermal tun Sie das nicht wieder", meinte die angegraute Nachbarin mit dem Panamahut betulich, als wollte sie den Vorwurf ein wenig glätten. — Wohl eine Lehrerin — dachte Franziska Brinke, deren Aufmerksamkeit jetzt ganz vom Rauschen der Motoren, dem Rumoren des Triebwagens eingefangen wurde. Dann und wann blickte sie hinaus und umher. Lichter glommen auf. Lichter erloschen. Wie im Segelflug glitt der Wagen über blitzende Schienenbänder, beschrieb beängstigend kühne Kurven. Und immer im Takt der wühlenden Melodie. Immer dieses Murren und Geheul, das dann und wann in ein Winseln absickerte. Nur noch Sekunden, dann würde das jagende Tempo mählich verebben, der Zug mit scharffunkelnden Augen in den Bahnhof der nächsten Station rauschen.

Die beiden feierlichen Herren mit den Zylindern rüsteten zum Aufbruch. Der eine zog seine Uhr, der andere faltete Zeitungen zusammen. Die Lehrerin mit dem ergrauten Haar und dem Panamahut preßte die Rindledertasche fester unter den Arm, als sie Franziska Brinke abschiednehmend zulächelte und sich erhob. Dann glitt das Lächeln von ihr ab wie eine Maske. Wuchtiger Stoß ließ Bänke und Gehsteig erbeben. Der Kopf des Wagens kippte in unerwarteter Kurve rechts ab . . .

„O o o o h!" gellte die Lehrerin und gab das Signal für Franziskas rechte Hand, die pfeilschnell an der gelben Messingstange hoch glitt, während die Linke sinnlos ein Taschentuch umkrampfte. Katastrophe! Eine Katastrophe! hämmerte es in ihren Schläfen. Furchtbares Geschrei hub an. Alles übergellend, das im Diskant immer höher steigende „O o o o h!" der Lehrerin. Dann wirbelte alles in einen jäh purzelnden, stoßenden, widereinanderdrängenden, tobenden, schrillenden und gurgelnden Menschenknäuel zusammen. Die Welt explodierte. Nerven, Sinne und Leiber zersprangen.

Wie ein abgeschnellter Pfeil schoß der losgerissene Wagen über Kabelbündel und eisernes Gitterwerk in die Tiefe. Stürzte der Schienenstrang stiebend ab — oder war es der Zug?

Gräßliche Stille.

Franziska Brinke durchsauste Schichten — Welten. Eine motorische Melodie kreiste durch ihr Halbbewußtsein: Ich falle — falle — falle.

Als sie nach Ewigkeiten erwachte, steif hingestreckt, eingeklemmt in einen phantastischen Schraubstock, schütterte der Boden noch immer unter ihr. Der Himmel war verriegelt von Räderwerk, Gestänge und Eingeweiden des Triebwagens. Diese Eingeweide, wüst verkrümmt, drohten wie verstümmelte Gliedmaßen in den verblassenden Tag hinaus. Der durchsonnte Tag war hinabgerissen in Tiefe und Grauen, mitbegraben unter aufeinandergewälzten, verklammerten, zerschundenen Menschenleibern, die sich mit ihrem aus Wunden hervorsickernden Blut wärmten, deren Nerven nackt und bloßgelegt waren, wie ihre Stimmen, die irr durcheinander schrillten. Als Franziska nach erneuter Ohnmacht wieder in dem qualmigen, beizenden, gasigen Dunst erwachte, tobte entsetzliches Gebrüll. Und sie schrie mit. Es war nicht der Schmerz. Es war Anklammern an das Geschehene, an die Wirklichkeit. Dann tauchte inmitten von Gewinsel und Geheul das eisgraue Gesicht eines alten Arbeiters auf. Seine Augen weinten. „Was soll man, wie soll ich . . .?" stammelte er und wandte sich fassungslos ab.

Franziska dämmerte wieder ein. Aufgebend ließ sie den armen schwachen Kopf sinken. Unter ihr bohrten, wühlten, stemmten, stöhnten Begrabene. Ein verbeulter Panamahut färbte sich häßlich mit schmutzigem Rot.

Die Welt wurde immer enger, bedrängender. Eine Stimme klang durch das Chaos an ihr Ohr. Ihr verschwimmender Blick sah einen schönen festgeformten Mund, dem diese Stimme gehörte. Und diese Stimme sprach Worte, die sie nicht verstand, deren Sinn sie nicht erfaßte. Sie fühlte, daß Augen ihr Bild in sich aufnahmen. Sie fühlte eine Hand — eine warme lebendige Hand. Und immer wieder, wenn die Bewußtlosigkeit über sie herfiel, verkrampfte sie sich in diese Hand, die ihren Lebensfaden hielt, die Wärme abgab, Schutz und Trost.

Das Mädchen spürte dumpf die Nähe dieses Menschen, sanfte Berührung an Stirn und Wangen, schluckte Wasser, das über die filzige Zunge floß. „Keine — keine — hole ich heraus, wenn ich Sie nicht bergen kann . . ." Sie hüllte sich ganz ein in die Sicherheit dieser Stimme, in die Kraft der Hände, die um sie herum sägten und hämmerten, sie aus der grauenhaften Umklammerung von lastendem Eisen und zersplittertem Holz zu lösen . . . „Bleibe — bleibe!" flehte ihr Blick in jene Augen, die sich ihr zuneigten, fiebrig in die ihren brannten. Noch einmal umschloß sie die Hand mit saugendem Griff und — versank in rotes Dämmern . . .

Nach Wochen kam Franziska so weit zum Bewußtsein, daß sie sich selbst wieder fühlte. Ihr schien, als schwebe sie über sich selbst. Die Morphiumbetäubung nebelte noch — lullte ein, legte sich wie vermummender Brei um die Glieder. Alles war weit fortgerückt. Röntgentisch. Äthermasken. Operation. Nur das Blut läutete hart in den Ohren. Die Hand — die unbekannte Hand, wo war sie? Die bergende, liebende . . . . Wer schrie? Was war mit dem Hut? Und das scheibenflach erstarrte Gesicht? Ganz blau . . .

„Wat denn — wat denn — Frollein Franziska — ach Jottedoch . . ."

„Ach, Sie sind's August, was machen Sie denn?" — „Fensterputzen", brümmelte er. — „Die frische Luft tut gut. Machen Sie nicht gleich wieder zu!" — „Nee — nee — wie Sie wollen . . ." August Bredehorn, Wärter der Station, von der Heilsarmee erfolgreich geretteter Trunkenbold und geschwätziges Original, betrachtete sich die Patientin eingehend. „Nee, wissen Se, wie Sie jetzt so daliejen — reineweg zum Staat. Und als Se kamen — lieber Himmel —, keener kannte sich da aus: Is et nu en Meechen oder 'n Junge?"

Franziska war, als schwämme ihr Körper unter ihr fort. August erschien ihr wie ein gestikulierender blauer Kittel, bis er sie auf einmal aus ihrem Schwächeanfall herausriß. „Hach — jetzt hab ick's, Mensch jetzt weeß ick's: Ihnen hat er jesucht. Jetzt, wo die Sonne so auf de blonden Zöppe liecht, „blonde Zöpfe" hat er jesacht, „ein weißes Kleid hat sie anjehabt, nie, nie verjessen werde ick das Fräulein ihre Augen." Und dabei ließ er dann so traurig den schönen Blumenstrauß sinken." — „August", fragte Franziska verstört, „ein Blumenstrauß, ein Mann?

Nach mir gefragt?" Sie wälzte sich zur Seite. Schmerzen wachten auf. Die Wohltat der Betäubung war gewichen. Das Herz schlug ihr im Halse. August erzählte umständlich von einem Mann, der mit Blumen kam, aber weder die blonden Zöpfe noch die Augen fand, die er suchte. Die Zöpfe waren in einen ungetümlichen Kopfverband eingebündelt, die Augen im Morphiumschlaf geschlossen. Die Sprache des Gesichts hinweggewischt.

„Sie waren ja janz hin, Frollein, janz alle." Dabei fuchtelte er mit dem Arm in Richtung auf das Operationshaus. — „Wie hieß der Mann? Wo ist er?" bebte Franziska. „Hat er nicht jesacht, is schon viele Wochen nich jekommen ,nich jekommen . . ." leierte er weinerlich.

„Nicht gesagt — nicht gekommen — wird nie wiederkommen — —" Franziska drehte sich zur Wand zurück, seufzte und weinte sich in Schlaf.

Seefahrt macht hungrig.

Der Magen eines schwimmenden Hotels. — 80 Gerichte auf jeder Speisekarte. — 18 Küchen versorgen die Erste Klasse.

Von Hermann Petersen.

In den schönen alten Tagen von ehemals, als man noch Zeit hatte und die Überseedampfer oft tagelang im Hafen lagen, ehe sie die nächste Reise antraten, fehlte es nicht an Muße, ein Schiff mit neuen Lebensmitteln zu versorgen. Je mehr die Dampfer aber an Größe und Schnelligkeit zunahmen, je teurer ihr Betrieb sich damit gestaltete, desto mehr stieg die Notwendigkeit zu ihrer restlosen Ausnutzung, desto kürzer wurden die Liegefristen und auf einen um so geringeren Zeitraum mußten alle Arbeiten für die kommende Reise zusammengedrängt werden. Bei modernen Riesendampfern, wie beispielsweise der „Europa" oder „Bremen", die nach vielleicht nur 15 Stunden bereits wieder auslaufen, ist die Verproviantierung angesichts der ungeheuren Mengen an erforderlichen Lebensmitteln jeder Art zu einer ebenso schwierigen wie wichtigen Aufgabe geworden.

Ihre Lösung wird schon in Angriff genommen, während das Schiff noch weit draußen, 1000 bis 2000 Kilometer vom Hafen entfernt, auf dem Weltmeer schwimmt. Dann läuft dort eines Tages eine drahtlose Botschaft aus Bremen ein, die etwa meldet, daß für die Rückreise mit annähernd 2000 Fahrgästen zu rechnen ist. Daraufhin tritt ein wichtiger Kriegsrat zusammen. Der Hauptsteward, dessen Bedeutung an Bord — wenigstens für die Reisenden — fast die des Kapitäns überragt, überlegt mit dem Ersten Koch und dem Zahlmeister an Hand der Listen über die noch vorhandenen Bestände, was für die nächste Reise etwa benötigt wird. Als Ergebnis der Beratung geht alsbald ein Telegramm ab, das der Leitung der Gesellschaft Menge und Art der bereitzustellenden Vorräte übermittelt.

Nach Eingang des Telegramms in Bremen setzt bei der betreffenden Abteilung eine rege Geschäftigkeit ein. Zahllose Telephongespräche mit Großschlachtereien, Kolonialwaren-, Gemüse-, Fisch- und Obsthandlungen sorgen dafür, daß alles Gewünschte zu einer bestimmten Stunde an der Kolumbuskaje in Bremerhaven bereit liegt. Kaum hat der Ozeanriese dort festgemacht, so werden die ungeheuren Mengen an Bord geschafft, zunächst auf das D-Deck, von wo die Verteilung mittels Fahrstühle in die einzelnen Räume im E-, F- und G-Deck, tief unter der Wasserlinie, erfolgt.

Die ausgezeichnete Verpflegung an Bord unserer Schnelldampfer ist in aller Welt rühmlich bekannt; manchen wird es aber doch überraschen, daß, was die Beschaffenheit der Lebensmittel betrifft, der Millionär in seiner Luxuskabine nichts Besseres erhält als der bescheidene Reisende in der Touristenklasse. Der Unterschied liegt allein in der den teureren Klassen gebotenen größeren Auswahl. Die Speisekarte der Hauptmahlzeit weist z. B. für die Erste Klasse rund 80 Gerichte auf, die der Zweiten etwa 50. In der Touristenklasse kann man immerhin noch unter 20 wählen, während der in der Dritten Klasse Fahrende sich mit zehn begnügen muß. Essen darf man in allen Klassen gleichmäßig so viel man will und kann; allein die Aufnahmefähigkeit des Magens bildet hier eine Grenze.

Ein Gang durch die Provianträume eines Riesen wie der „Europa" oder „Bremen", die auf jeder Fahrt für rund 50 000 Mark Lebensmittel in Räumen befördern, die den Platz von 200 Kabinen einnehmen, ist von hohem Interesse. Der Zutritt läßt sich allerdings nicht leicht erlangen. Hat man die Erlaubnis des Hauptstewards erhalten, so führt ein dienstbarer Geist den Neugierigen zunächst zum Hauptlagerverwalter, denn dieser muß wissen, zu welchem Zwecke die einzelnen Räume geöffnet werden sollen. Vor seinem Arbeitsplatz befindet sich eine Art Schaltbrett mit zahllosen kleinen Lämpchen, deren jedes durch sein Aufleuchten oder Verlöschen das Öffnen oder Schließen einer zugehörigen Tür meldet.

Die Räume, in denen Kartoffeln, Gemüse, Fleisch aufgespeichert liegen, bieten nichts Besonderes, dagegen erscheint der Inhalt anderer Orte in seiner Mannigfaltigkeit höchst verlockend. Gleichwohl würde selbst der Kapitän schwerlich wagen, hier ein wenig zu naschen und auch nur einen Apfel zu nehmen, denn über alle Bestände wird genau Buch geführt. Überwältigend wirkt die Menge der mitgeführten Vorräte. Bei vollbesetztem Schiff verzehren Reisende und Besatzung ja auch 42 000 Pfund Fleisch, mehr als die doppelte Menge Gemüse, 40 000 Pfund Früchte, 60 000 Eier und 25 000 Pfund Fisch, um nur einiges zu nennen.

Am interessantesten sind vielleicht die Kühlräume. An der Tür eines jeden gibt eine Zahl die jeweilige drinnen herrschende Temperatur an. Steht eine Tür zu lange offen und nimmt daher im Innern die Temperatur zu, so wird dies selbsttätig dem zuständigen Ingenieur gemeldet, der alsbald für den nötigen Ausgleich sorgt.

Wer gut und reichlich ißt, will auch entsprechend trinken. Selbstverständlich ist auch dafür gesorgt, daß dem Durst der Reisenden genügend abgeholfen werden kann. Im Durchschnitt wird auf jeder Reise 15 000 Flaschen Wein der Hals gebrochen, vom bescheidenen Mosel zu weniger als zwei Mark bis zu den Edelgewächsen des Rheins, für die jemand, der dazu Lust und Geld hat, bis zu 150 Mark anlegen kann. Die Weinkarte eines solchen „schwimmenden Hotels" umfaßt ja auch nicht weniger als 40 Seiten. Ähnlich verhält es sich mit Likören und Bier, von dem auf jeder Reise über 30 000 Liter die durstigen Kehlen hinabrinnen. Dazu treten, damit auch der Raucher nicht zu kurz kommt, etwa 15 000 Zigarren und 120 000 Zigaretten.

Aus den Lagerräumen wandern die Vorräte je nach Bedarf in die einzelnen Küchen, je eine für jede Klasse, für das Restaurant und für die Mannschaft. Daneben verfügt die Erste Klasse noch über 17 Sonderküchen, wie mehrere Küchen für besondere Diät, für die Gemüse oder kalten Gerichte. Daß der Hauptkoch, der übrigens selbst keinen Löffel anrührt, und das Heer seiner Untergebenen ihren Beruf bis zur Vollkommenheit beherrschen, darf beinahe als selbstverständlich gelten. Nicht umsonst stehen ja die deutschen Schiffe beim internationalen Reisepublikum in dem Rufe, daß auf ihnen am besten gegessen wird.



Das Reizmittel.



„Entsetzlich, Egon! Ein Stier!"
„Schnell, versteck' unsere Rotweinflasche!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.